

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von in der Regel zwei Bogen in Umschlag. — Preis des Jahrgangs von 52 Nummern 8 Thlr.

Insertionsgebühren für die gespaltene Petitzeile 1 Ngr. — Abonnement nehmen alle Postämter, Kunst- und Buchhandlungen an.

Abend.



Zeitung.

Fünfunddreißigster Jahrgang.

Neue Folge

Erster Jahrgang.

No. 4.

Donnerstag, am 6. Februar

1851.

### Liebesiege.

Novelle von

H. A. Werner.

(Fortsetzung.)

Die Professorin, ein durch und durch diplomatischer Charakter, sah Heinrichs Annäherung an ihre Tochter mit stillem Vergnügen. Die Klugheit, welche bei ihr die Rolle der Mutterliebe vertrat, gebot es, gegen den Schmerz der Tochter zu operiren, ihrem Gram ein anderes Motiv, sei es Liebe, sei es nur Zerstreuung, entgegen zu setzen und dadurch, wenn nicht Tödtung, doch Linderung desselben zu erlangen. Aus diesem Grunde beobachtete sie sowohl die aufmerksame Theilnahme des Studenten gegen Fanny, als deren stille Hingebung, in welcher wenigstens kein Widerstreben lag, mit heimlichem Triumph und dieser Jubel vermehrte sich, wenn sie daran dachte, daß aus diesem Stand der Dinge sich noch etwas entwickeln könnte, wodurch vielleicht für Rosenschilds, des zaghaften Gelehrten Platz, ein Ersagmann in dem lebensfrohen schönen Studenten geliefert würde, von dessen glänzender Zukunft sie sich schon um deswillen stolze Träume entwarf, weil es ihr bekannt war, daß er, sobald

er mündig geworden, Herr über ein bedeutendes Vermögen werden würde.

Daß sie ihn zu sich rief, geschah aus dieser Rücksicht. Auch wollte sie die Ehre ihres Hauses retten, welche sie durch Fanny's Ungeschicklichkeit Preis gegeben sah; sie wollte, was diese an aufmerksamer Höflichkeit hatte fehlen lassen, wieder ersetzen. Den Erfolg, den sie auf Heinrich gemacht glaubte, hatte sie gar kaum gehofft, weil sie wähnte, der Tochter Reize hätten bewirkt, was doch nur ihrem entdeckten Schmerz zuzuschreiben war.

Der Zufall förderte ihre stolzen Hoffnungen. Sie hatte Heinrich an der Schwelle desselben Zimmers einsam und wie auf einer Verfolgung begriffen gefunden, in welchem das Mädchen eine Zuflucht gesucht hatte. Er war, als sie ihn antraf, von sichtlichem Verwirrung befallen.

Sie war übrigens klug genug, von all diesen Gedanken gegen Niemand, am wenigsten gegen die Tochter, etwas auszusprechen, sondern erwartete, wenn auch mit Unruhe, doch klug verschlossen, die Folgen des Ballabend's herannahen. Zunächst mußte es sich entscheiden, ob Heinrich ein Interesse an ihrer Tochter fände, dadurch, daß er überhaupt der Ein-



ladung der Professorin folgte; und je eher er kam, schloß sie, desto größer müßte seine Theilnahme sein.

Und Fleischer ließ nicht lange auf sich warten. Schon die dringende Einladung verpflichtete ihn, wenn er nicht eine Unschicklichkeit begehen wollte, seinen Besuch nicht zu lange hinauszuschieben. Diesen zu beschleunigen, dazu trieb zugleich ein jugendliches Ehrgefühl, dem das Schmeichelhafte jener Einladung wohlthat. Nichts aber wirkte auf seinen Entschluß so entscheidend, als die Theilnahme an Fanny, die freilich ganz anderer Art war, als sie die Professorin wünschte.

Durch die Entdeckung, die er gestern unabsichtlich gemacht hatte, war, wie wir sahen, sein Mitleid rege geworden. Dieses Mitleid war verstärkt worden, da ihm der Tastsinn der Seele gesagt hatte, daß ein Theil des Schmerzes, der auf dem Mädchen lag, von der Mutter ausgehe, denn die entschiedene Strenge, mit der sie zu Fanny gesprochen, und die eilige Unterwürfigkeit mit welcher diese, ihre Regungen unterdrückend, den Befehlen derselben nachkam, gaben zu Vermuthungen Anlaß, und der Argwohn, wenn er einen Grund der Wahrheit unter seinen Füßen hat, findet tausend Dinge, die ihn nähren und ausbilden. Sehen wir doch, wenn wir einmal sehen wollen, selbst da, wo nichts zu sehen ist, um wie viel mehr, wo Stoff und Gegenstand den Augen vorliegt. Es entfaltete sich vor ihm die ganze Summe der Leiden, welche das schwache Mädchen bestürmten. Und weil er sie ganz verlassen sah, so verstärkte sich jener Trieb des männlichen Mitleids bis zu dem Wunsch, zu trösten und zu helfen. Freilich konnte, wenn sein Herz nicht schon von Malchens Augen gefangen genommen war, daraus ein Resultat entspringen, so günstig, als Molly nur immer berechnete. Aber die Liebe zur Tochter des Wirths war ihr unbekannt; diese stille Pflanze, deren Blüten sich heimlich und verborgen entfalteten, war den Augen der geschwägigen Menge entgangen.

Schon am andern Tage nach dem Ball des Professors trat Heinrich zum zweitenmal über dessen Schwelle.

Die Professorin empfing ihn mit jener ausgesuchten bindenden Höflichkeit, welche sie als das beste Mittel erkannt hatte, ihn zu fesseln. Er sollte vertraulich werden, sich heimisch fühlen, und dieß

erreichte sie, trotzdem daß Fanny fast stumm auf ihre Arbeit blickte, im vollen Maße. Er blieb länger als er gedacht hatte, denn mit unvergleichlicher Geschicklichkeit verflocht Madame ihn in hundert immer neuen Wendungen in eine Conversation, der er sich nicht entziehen konnte. Was die Tochter an geselliger Bemühung fehlen ließ, ersetzte die Mutter zehnfach durch ihr Talent und ihren Geist. Sie suchte sie immer und immer wieder ins Gespräch zu ziehen und da ihr dies mißlang, so fand sie einen andern Weg, den Geist ihrer Tochter spielen zu lassen, indem sie Aeußerungen von ihr als Quasiorakel citirte, wobei sie freilich nicht wählerisch darin war, ob diese Aeußerungen auch von Fanny herrührten oder nicht. Mit einem Wort: Molly, die es verstand, Männer zu fesseln, erreichte ihren Zweck vollkommen, und Heinrich, der sich durch so viel Aufmerksamkeit geehrt fühlte, hörte es gern, als sie ihn beim Abschied bat:

„Sie beehren uns baldigst wieder, Herr Fleischer! Sie sehen, unser Leben ist einsam und beschränkt. Sie treten als Engel des Trostes in unsere Verlassenheit. Sie haben Geist! Warum soll ich es Ihnen nicht offen gestehen? Sie werden in meiner Freiheit keine Schmeichelei suchen, denn dazu, sehen Sie wohl, bin ich zu alt!“ Sie lachte bei den letzten Worten. „Geist ist freilich eine Eigenschaft für die große Welt, allein Sie haben auch Gemüth. Was erröthen Sie schon wieder, junger Freund? Dürfen Sie die Wahrheit nicht kaltblütig anhören? Sie haben Gemüth, und das macht Sie für die große Welt unbrauchbar. Kehren Sie oft bei mir ein! In dieser Einöde werden Sie mit uns plaudern, phantastren, poetistren. Wenn sie eine idyllische Laune haben, wenden Sie sich zu uns. Ja! thun Sie das recht bald, und recht oft. Sie sind uns stets ein angenehmer Gast. Nicht wahr, Fanny?“ wandte sie sich an das Mädchen. „Auch Du bittest den Herren darum? Vielleicht, daß er Deiner Stimme eher Folge schenkt, als der einer alten Duenna.“

Und wie aus einem Traume erwachend fuhr diese empor, senkte die Augen, nachdem sie dieselben zu ihm aufgewandt, zu Boden, und gepreßt antwortete sie:

„O freilich, Ja!“ welches, wie Heinrich schon



bemerkt, bei ihr die gewöhnliche Formel war, der Mutter auf ihre Forderung beizustimmen. Fleischer dankte etwas verwirrt und ging. Sein Herz war getheilt, der Eindruck den die Professorin machte, hatte seine Schattenseite; sie hatte zu starke Farben aufgetragen, die sein Gefühl beleidigten, weil sie ihm Ahnungen erregten, von dem was ihre Absicht sein möchte. Vielleicht hätte das Unbehagen, was daraus entsprang, auf einmal den Verkehr zwischen ihm und dem Hause des Professors zerrissen, wenn nicht die Theilnahme an Fanny eben von Tag zu Tag gewachsen wäre. Er hatte heute wieder in ihrer Seele zu lesen versucht. Aus diesen Augen sprach eine halb geknickte Seele, aus diesen Seufzern ein Herz voll Wehe, und der dienende Gehorsam, welchen das dem Kindesalter vorlängst entwachsene Mädchen nicht verbergen konnte, schmerzten den jungen Mann.

Dies war der Beweggrund, der ihn entschied auch fernerhin das Haus des Professors zu besuchen.

Wirklich war der Student bald in soweit glücklich gefesselt, daß er endlich fast täglich Gast des Hauses war. Das war nun die Folge der zunehmenden Vertraulichkeit des Mädchens. Denn allmählich schwand die Lethargie in welche sie versenkt schien; ihre Zurückhaltung nahm ab; ihre Lippen wurden redseliger. Der Scherz fing an, ihr sogar ein Lächeln abzuwingen; ein Schimmer von Humor und Laune lachte zuweilen aus ihren blauen Augen und der Witz schwang dann seine Fittige über ihrem Haupte. Aber dieß waren nur Augenblicke, in denen sie sich vergaß, in denen Heinrichs Lebhaftigkeit sie fort riß, denn schnell sah man immer wieder die Wolken des Grams auf ihre Stirne sich lagern. Und dieser Gram fand in ihrer Seele eine so verborgene Zuflucht, daß nie ein Wort über ihre Lippen kam, was ihn betraf, selbst wenn „die jungen Leute“ (so drückte sich die Professorin aus) miteinander allein waren.

Dieß war nämlich ein neuer Kunstgriff von Molly. Wenn es ihr gelungen war, die Laune zu wecken (und sie war Meisterin in dieser Kunst) wenn die Zungen gesprächiger wurden, wenn die Herzen, wie man sagt, auf dieselben sich empor wagten — fand sie plötzlich einen Vorwand sich zu entfernen. Sie kannte die fast unbeholfene Scheu

der Tochter, und hoffte, wenn dieselbe einmal überwunden sei, dann werde des Mädchens guter Humor weiter spielen. Aber seltsamer Weise schien die Herzhaftigkeit der Tochter ohne die Zeugenschaft der Mutter sofort zu schwinden. Sobald sie gegangen, — wurde Fanny stumm. Nie kam das zu Stande, was man eine Unterhaltung unter vier Augen zu nennen pflegt. Sie saß dann dem jungen Mann schweigend gegenüber, das Talent der Rede, das sie sonst zierte, der graziose Scherz, schien plötzlich von ihr geflogen. Mit Mühe nur vermochte der Student, ihr wenige kurze Worte abzurufen, die ihre Scheu und Zurückhaltung verriethen, und meist floh er vor ihren Seufzern, nach deren Grund zu fragen er weder den Muth noch eine Berechtigung in sich fühlte, um durch seine Gegenwart nicht sie zu drücken.

Wir sehen daß die Professorin, wenn sie glaubte und hoffte, Fanny werde Ergebung und Vergessenheit ihrer alten Liebe lernen, in einer schweren Täuschung befangen war. Dennoch wagte sie ihren Wahn als feste Gewißheit auszugeben und so fand ein Gerücht Wurzel, welches bald zum Baum aufwuchs, der seinen Schatten über die ganze, gute kleine Stadt Jena ausbreitete.

Die Lawine entsteht aus einem Steinchen, das der Fuß eines Vogels von der Spitze des Gletschers herab in Bewegung setzt. Das Steinchen rollt; es umhüllt sich mit einer Schneedecke, die wenigen ziehen im Weiterrollen tausend und tausend Elemente an sich. Das Klümchen wächst, ballt sich, stürzt weiter und weiter, und fällt, als ein ungeheurer Koloss in die Thäler, die er verheert.

So hier das Gerücht. Es machte Heinrich erst zum Freund, dann zum Liebhaber, endlich zum verlobten Bräutigam der Tochter des Professors. Es wälzte sich durch die Höhen der Gesellschaft, und rollte von da hinab bis in die Sphäre der Bürgerschaft, und endlich fiel es, fast zermalmend, in ein kleines liebliches Thal voll Frühlingswonne, Frühlingslust und Hoffnung.

Das Thal war Malchens Herz; der Frühling, Malchens Liebe.

Plötzlich schien es nun der Tochter des Gastwirthes, als sei etwas in Heinrichs Benehmen, das sie zurückließ. Zwar hatte seine Zärtlichkeit nicht ab-



genommen; er kam noch ebenso häufig, wie früher; er sprach noch eben so herzlich zu ihr, aber sie fühlte sich gerade dadurch verletzt. „Er will mich nur schonen“ sagte sie sich anfangs, „was soll er noch an mir finden, da er mit Fanny umgeht? An mir dem einfachen, einfältigen Wirthsmädchen? Ja! Ja! er will mich nicht geradezu vernichten.“

Es war ihr nicht möglich zu glauben, daß er sie noch lieben könne, wenn er in so engem Verkehr mit einer fein gebildeten Dame stehe.

„Wodurch habe ich das verdient?“ sprach sie eines Tages am Herde allein beschäftigt schluchzend vor sich hin. Ihre Augen hefteten sich auf das lustig flackernde Feuer und sahen eine Weile sinnend demselben zu, dann aber barg sie das Gesicht in die Schürze und weinte lange und bitter.

In dieser Aufregung hatte sie nicht bemerkt, wie ihr Vater in die Küche trat. Schweigend stand der ehrliche Graukopf neben ihr. Ein Kampf spiegelte sich auf seinem Gesichte und er war eben im Begriff den Mund zu einer Strafrede aufzu thun, als sie aus ihrer Schürze das Gesicht emporhob und durch Zufall es ihm zuwendete.

Mit einem Schrei bedeckte sie das Gesicht auf's Neue und brach in lautes Schluchzen aus, desto lauter, je mühsamer sie es zu unterdrücken suchte.

„Was ist dir nur, Malchen?“ sprach er endlich mit ernst-milder Stimme, indem er ihr die Hände auf die Schultern legte. „Was weinst Du?“

Sie schwieg und weinte noch heftiger. „Fasse dich mein Kind! und laß deinen alten Vater wissen, weshalb du so betrübt bist“ fuhr er fort! „Rede! Wenn ich dir helfen kann, so weißt du, daß ich dein Vater bin.“

Aber seine Bitte war vergeblich. Malchen stand auf und ging schluchzend in ihre Schlafkammer, in der sie sich einschloß und auf das Bett warf.

„Daß die Weiber so nah an's Wasser gebaut haben“ murmelte der Alte unwillig vor sich hin, „Nichts ist mit ihnen anzufangen, wenn sie einmal so eine Marotte haben.“

Der erste Bohn verslog bald, und ihm folgte ein schärferes Nachdenken über diese Scene. Er erinnerte sich nun, wie sie seit einiger Zeit umgewandelt gewesen, wie er ihr schon längst etwas angemerkt hätte.

Frau Kohl, die zu ihm trat, hörte das Alles mit bedächtigem Gesichte an. Ihre freundlichen Augen senkten sich ängstlich und scheu zu Boden, denn sie ahnte rasch den ganzen Zusammenhang und warf ihrer Nachsicht die Schuld an diesem „Unglück“ vor. Sie machte sich Vorwürfe so kurzichtig gewesen zu sein, denn jetzt standen auf einmal die mannichfachen Aeußerungen Malchens über den jungen Studenten vor ihrer Seele. Nun das Gerücht, welches auch ihr zu Ohren gekommen war, dazu genommen: „Fleischer sei Fannys Bräutigam“ — und Alles war erklärt.

Um so lebhafter wurden ihre innern Vorwürfe; doch suchte sie dieselben weislich zu verbergen. „Was wirds sein,“ wandte sie ein, „Eine Kinderei; vielleicht hat sie einen Zwist gehabt. Laß sie nur ausweinen. Sie ist empfindlich, du kennst sie ja!“ Diesen Worten suchte sie einen möglichst überzeugenden Ton zu geben; allein ihre unsichere Stimme verrieth sie.

Kohl sah sie mit scharfen Blicken an und schüttelte den Kopf. „Geh hin und sprich mit ihr!“ befahl er endlich, nicht ohne Ausdruck des Kummers.

Die Art und Weise, wie er dieses sprach, wirkten so auf die gute Alte, daß ihr das Herz auffrang. Sich selbst anklagend erzählte sie ihre Vermuthungen, sowie eine neuliche Entdeckung; und suchte sich wegen ihres Schweigens zu entschuldigen. Der gutmüthige Kohl nahm das Geständniß hin, ohne ihr ein bitteres Wort zu geben.

„So wollen wir sie ruhig ausweinen lassen, und dann das Mädchen vorkriegen,“ waren seine kurzen Worte; und schweigend ging er seinen Geschäften wieder nach.

Eine Stunde mochte vergangen sein; als Malchen wieder in die Küche trat. Die Mutter sah sie eine Weile mit forschenden Blicken an, störte aber eilend, als Malchen's Augen den ihrigen begegneten, ins Feuer, um ihre Verlegenheit zu verbergen. Das Schweigen drückte auf ihre Seele, und doch konnte sie den Muth zu reden nicht finden, aus Furcht den unredlichen Ton in der Seele des Mädchens anzuschlagen.

„Wenn Kinder Vertrauen zu ihren Eltern hätten,“ sagte sie endlich halblaut, „so wäre Manches besser. Ach! die Jugend hat keinen Glauben



und kein Vertrauen mehr. Es ist ein wahres Unglück!"

„Ja wohl, ein Unglück!“ seufzte Malchen und begann wieder zu weinen. — Die Mutter ließ sie einige Zeit gewähren. Malchen wischte sich die Augen; diesen Moment benutzte die besorgte Frau und begann ernstlich:

„Es ist nicht recht, Malchen! daß Du so verschlossen bist. Du weinst, du seufzest und doch schweigst du. Warum vertraust Du nicht deinen Eltern, die Dir vielleicht helfen können, wenn Du nicht dir selbst Böses vorzuwerfen hast? Warum verschließt Du dich in deine Kammer? Schäm dich Tochter! Du weißt wie mild wir gegen Dich sind, und doch fränkst Du uns durch dein Schweigen, das wahrlich wenig Zutrauen verräth! Du bist nicht mehr dieselbe, die Du noch vor wenig Wochen warst, Malchen!“ fuhr dann die Frau eindringlich aber freundlich fort. „Traurig wandelst du im Hause umher; Deine Heiterkeit ist verschwunden, und dein blaßes Gesicht verräth, daß etwas an dir nicht richtig ist. Gesteh' es Malchen,“ sprach sie leise, indem sie an das Mädchen herantrat, „gesteh' es Malchen, Du liebst!“

Malchen schüttelte langsam, traurig mit dem Kopfe.

„Du liebst Malchen! Ich weiß es. Meinen Blicken ist es nicht entgangen. Du liebst und siehst Dich betrogen. Das Unglück ist geschehen, vor dem ich gewarnt habe. Fleisch er hat dein Herz entzündet, und dann hintergangen. Hab ich nicht Recht?“

Malchen warf sich weinend an die Mutterbrust. „Ach nicht das allein, Mutter,“ weinte sie jetzt laut, „warum verfolgt er mich mit seinen Liebkosungen, da er mir doch treulos geworden ist? Ich habe das Geheimniß gefunden. Er — verachtet mich!“

Ihre Stimme brach bei den letzten Worten.

„Armes Kind!“ sagte die Mutter gerührt!

„Sage Mutter! wodurch habe ich das verdient? Hab' ich mich je vergessen? Hab ich je etwas gethan, was ihm solch ein Recht gab?“

„Sei ruhig Tochter!“ beruhigte der Vater hereintretend, der unter der Thüre die letzten Worte gehört. „Du bist ein braves Mädchen. Was ich jetzt gehört, erquickt mein altes Herz. Dir soll ge-

holfen werden. Geh' hinauf in deine Kammer, suche ruhig zu werden! Mir überlasse das Uebrige.“

„Schonung! Schone ihn Vater!“ bat sie herzlich.

„Unbesorgt. Ich thue nur, was die Pflicht gebietet und dein Glück.“ Er klopfte ihr bei diesen Worten traulich auf die Schulter und trieb sie dann freundlich aus der Küche nach der Treppe hin.

Das Betragen des alten Wirthes gegen Fleisch er, wenn derselbe erschien, änderte sich seit jener Stunde. Stumm und mürrisch, nickte er dem Kommen entgegen, schweigend reichte er ihm das Bierglas.

„Gi Papa! wie traurig!“ redete einmal Dieser ihn scherzend an. „Welcher Kuckuk hat dir ein Ei ins Nest gelegt?“

„Ein Kuckuksei!“ murmelte der Alte vor sich hin. „Der Ausdruck ist gut gewählt. Zum Glück geschah's noch nicht. Aber um ein Haar wär's geschehen! Noch zur rechten Zeit, Gott sei Dank, habe ich vorgebeugt!“ fügte er mit Nachdruck hinzu.

Es gelang Heinrich nicht, ihn zu einem der scherzhaften Wortgefechte zu verführen, in denen der ehrliche Alte sonst so stark war. Es gelang ihm auch nicht, nur ein einziges Wort zu Malchen zu sprechen, die nur einmal in die Stube trat, sogleich aber wieder durch die Thüre verschwand.

Dieses zurückhaltende Betragen beobachtete Kohl und seine Frau consequent. Kein Wort schlüpfte über ihre Lippen in Bezug auf Malchen, und keine Sylbe deutete an, daß sie eine Ahnung des Verhältnisses hatten. So auffallend ihm dieses Benehmen war, so blieb es ihm doch unerklärlich. Ebenso daß er bald Malchen nicht mehr zu sehen bekam. Er konnte sich Anfangs nicht entschließen, nach ihr zu fragen, bis er endlich, allein mit Kohl und dessen Frau, offen mit seiner Neugierde, wie er es nannte, heraus ging.

Der Alte las Zeitung und ließ sich in dieser Beschäftigung durch die Frage nicht unterbrechen, so daß Mutter Kohl nicht umhin konnte, zu antworten.

„Sie ist verreist,“ sagte sie verlegen und brachte nach einer Begründung dessen suchend, nichts heraus als: „Das arme Mädchen war krank und da haben wir ihr eine Veränderung der Luft für



zuträglich gehalten.“ Sogleich stand sie auf und ging.

Fleischer bedachte sich, ob er weiter fragen sollte, allein seine Theilnahme ließ ihm keine Ruhe.

„Gi Papa! Ich hoffe doch, die Krankheit wird so arg nicht sein,“ fuhr er forschend fort.

„Poffen!“ brach dieser los, „Krankheit — Reisen — Ich wäre der Mann, in solchen Zeiten vollend's, meine Leute auf Reisen zu schicken. Aber krank war das Mädchen, recht krank, damit hat's seine Richtigkeit.“

„Wie, Papa? Wirklich? wirklich krank?“

„Ja! Ja! wie ich sage! Recht krank.“

„Was fehlte ihr denn? und warum hast Du sie fort geschickt, wenn sie krank war?“

„Ich will Dir's sagen,“ antwortete der Alte augenzwinkernd, und als wäre er froh, sich Luft machen zu können. „Ein — ein — Schurke hat das arme Ding firre gemacht und gefördert mit allerhand süßen Worten, und die helle Liebe in ihr entzündet. Warum? Weiß ich Dir wirklich nicht, zu sagen! Was Wunder, daß das alberne Gänsschen in die Falle geht, und das Herz ganz und gar an ihn hängt, obschon er seine Augen auf eine ganz Andere gerichtet, die freilich weit vornehmer und reicher ist, als meine Tochter. Nun wie ich sage! das Gänsschen hängt ihr Herz an ihn und glaubt, sie hat ihn fest wie sich selber. Leider wird sie ihren Irrthum etwas zu spät für ihre Ruhe gewahr, zum Glück noch zur rechten Zeit für ihre Ehre. Aber über der Entdeckung, war ihr das Herz fast gebrochen, und ich konnte nicht anders um meinetwillen, und um ihretwillen, ich mußte sie fort schaffen. Verstehst Du mich? denn die Dirne dem — — Preis geben, siehst Du, das konnt ich nicht; ihn zum Hause hinaus werfen, das konnte ich wieder nicht, denn ich bin, Du weißt ja, ein armer Teufel, der von seinen Gästen lebt. Und es heißt ja: „Deß Brod ich eß', deß Lied ich sing'.“ Aber bei Gott ich sage Dir, Fleischer, so oft ich die Bestie sehe, zieht mir's in den Fäusten, ihm den Dank für seine Glendigkeit auf den Rücken zu schreiben!“

Diese letzten Worte sprach der Alte mit wilder Hestigkeit und als er geendet, sprang er auf und zur Thür hinaus. Fleischer war blaß geworden. Der Anfangs feierliche ernste, dann immer sich steigende Ton, der wie der nahende Donner

an Kraft und Wildheit zunahm, und in einem heftigen Ausbruch endigte, hatte ihn erschüttert. Er wollte sich rechtfertigen, und sah doch wieder, daß er es nicht vermochte, daß seine Worte vergeblich sein würden, daß es ihm nicht gelingen würde dem guten Alten, den er wie ein Sohn ehrte, die Ruhe des Gemüths zurück zu geben.

Das Zimmer blieb leer und er ging. Er fühlte es, er ging wie ein armer Sünder, verfolgt vom Hasse und den Flüchen des alten Kohl.

Heinrich kam nicht mehr in Kohl's Haus.

Die Frau Professorin glaubte ihre Saat nun reif. Fleischer wollte in wenig Wochen die Universität verlassen und den heimischen Fluren zueilen, um die Gründung seines eignen Heerdes vorzubereiten.

Alein Fanny hatten ihren Trübsinn nicht aufgegeben. Ihr Mund nannte den theuren Namen nicht, aber ihr blaßes Herz redete aus ihren Augen, ihre Sehnsucht durch lange Seufzer.

Dennoch beschloß Madame, so bald wie möglich den letzten Wurf zu thun. —

Fanny saß an ihrer Stickerei bleicher als je, als Heinrich hereintrat. War es ein Glück für sie, daß die Mutter gerade ausgefahren war, oder ein Unglück, sie wußte es nicht zu sagen. Aber sie fühlte eine sonderbare Bewegung bei seinem Erscheinen.

„Entschuldigung, Fräulein!“ bat Fleischer, diese Bewegung bemerkend. „Ich komme zur unrechten Stunde. Lassen sie mich wieder gehen.“

Fanny sah ihn mit einem langen Blick an, fuhr über die Augen und schüttelte ihr kleines Lockenhaupt.

„Sie wollen wieder gehen? — wieder gehen?“ fragte sie zurück.

„Der Schmerz liebt es, allein zu sein; die Störung erhöht ihn. Und ich möchte Ihnen nicht wehe thun, Fanny!“

„Bitte, bleiben Sie! Doch wie kann ich Sie darum bitten? Welchen Theil hat Ihr Herz an meinem Kummer?“ — Dann fuhr sie fort: „Herr Fleischer, sind Sie mir freundlich gesinnt?“

„Können Sie zweifeln? Erproben Sie mich, wie Sie wollen! Mit allen Proben!“



„Gott im Himmel soll ich es wagen?“ flüsterte Fanny für sich. „Doch ich muß! Sie sind mein Freund, Herr Fleischer! Ich weiß es,“ so fuhr sie lauter fort, „und nur in dieser heiligen Ueberzeugung kann ich so zu Ihnen reden, wie ich es thun werde! Doch versprechen Sie mir hier in meine Hand, Vertrauen, Offenherzigkeit mir gegenüber und tiefe Verschwiegenheit.“

Heinrich war von dem feierlichen Ton ihrer Stimme bewegt. Seine Hand gelobte ihr, was sie verlangte.

„Und nun eine Frage! Eine Frage, wie sie vielleicht noch nie ein Mädchen einem Manne gegenüber gethan; eine Frage von deren offener Beantwortung mein Glück und meine Ruhe abhängt. Antworten Sie mit ja oder nein! Fleischer! Lieben Sie mich? Auf Ihre Ehre frage ich Sie, lieben Sie mich?“

Heinrich stand und schwieg.

„Sie staunen! Diese Frage ist Ihnen unerhört aus dem Munde eines Mädchens. Doch vergessen Sie das Unerhörte derselben! Fassen Sie kein Vorurtheil weder gegen mein Herz noch für dasselbe. Legen Sie Alles ab, was man sonst unserm Geschlechte gegenüber äußeres Zartgefühl und Galanterie nennt, und antworten Sie einfach, fühlen Sie mir gegenüber das, was man Liebe nennt?“ Das Zittern ihrer Stimme erschreckte ihn anfänglich; aber er erkannte rasch die Wichtigkeit des Momentes für Fanny.

„Sie wollen Wahrheit, Fräulein! So soll denn die Galanterie schweigen. Wenn Sie nicht Freundschaft und Liebe verwechseln, Fanny — so bin ich nur ihr — Freund. Es sind ruhigere Triebe die Ihnen gegenüber mein Herz bewegen, als die der Liebe.“

„So sei's dem Himmel gedankt!“ rief Fanny fast jubelnd aus. „Um dieser Worte willen könnte ich Sie dankbar umarmen! Doch nun hören Sie weiter.“

„Mein Herz ist längst vergeben, auch meine Hand war es, ehe ich Sie kennen lernte. Unschuldig verletzte mein schon erklärter Bräutigam meinen Vater; er riß uns von einander. Die Mutter liebte meinen Freund nicht und gab dem Vater nach. Alle Briefe von ihm an mich hat sie — ich weiß es — unerbroschen zurück geschickt. Er schreibt,

nicht mehr! Vielleicht hat er mich vergessen. — Ich selbst habe nicht gewagt heimlich mit ihm zu verkehren. Aber meine Seele weinte nach ihm, mein Herz blutete.“

„Was geht das mich an? fragen Sie! doch hören Sie mich aus. Vor wenig Stunden trat meine Mutter zu mir. „Fanny,“ sprach sie „Fleischer liebt Dich! Was wirst Du thun, wenn er mit Anträgen Dir naht?“ Ich weinte und konnte nichts antworten. Aber sie verstand meine Thränen. Statt sie zu trocknen befahl sie mir Ruhe und Gehorsam. Sie hat mich Ihnen bestimmt. Was ich lange schon geahnt hatte, geschah somit.“

Heinrich reichte ihr die Hand und drückte sie herzlich dankbar für dieses Vertrauen. Fanny faßte frischen Muth.

„Was nun thun?“ fragte sie. „Rathen Sie, wenn Sie mein Freund sind, wie Sie es scheinen!“

„Festigkeit! Standhaftigkeit! und offenes Geßändniß! Ihre Thränen werden das Mutterherz rühren.“

„Glauben Sie? Ach sie ist gut! Wenn ich mit meiner Bitte vor sie trete, wird sie weinen, vielleicht ohnmächtig werden, und ich bin so furchtsam, so schwach. Ich kann ihr nicht so entgegen treten. Ich weiß nur einen Rath, lieber Freund — nur einen!“

„Reden Sie!“

„Meiden Sie fortan dieses Haus! Lassen Sie diesen Besuch Ihren letzten sein, und benehmen Sie dadurch der Mutter allen Glauben, alle Hoffnung auf Sie! Sie wird Anfangs grollen; aber es führt zu meinem Glücke, zu meiner Ruhe.“

„Ich werde es thun, Fanny! Ich werde auf eine Zeitlang dem Vergnügen Ihres Umgangs entzagen. Aber ich werde noch mehr thun! Vertrauen Sie mir!“

Es waren die letzten Worte der Verständigung, welche beide wechseln konnten, denn eben hörte man den Wagen halten und die Professorin die Treppe herauf rauschen.

Daß eine Umwandlung des Verhältnisses zwischen Beiden Statt gefunden hatte, bemerkte sie sogleich, und war über das Einverständnis Beider entzückt. Fanny's stille Ruhe war ihr ein Trost. Sie glaubte sich am Ziele. Mit innerem Triumph betrachtete sie den vertrauensvollen Blick, welchen



beim Abschiede Fanny ihrem neu erworbenen Freunde zuwarf.

Sie ahnte nichts von dem, was vorgegangen war. Hätte sie gewußt, daß der Moment in dem sie den Sieg in ihren Händen glaubte, ihre Niederlage gemacht hätte, so würde sie dem jungen Manne die Hand nicht so freundlich mütterlich gedrückt haben.

Fanny hütete sich, der Mutter ein Geständniß abzulegen und diese zog es vor die Früchte ihrer Schlaubeit im Stillen zu genießen.

(Fortsetzung folgt.)

### Der Sträfling.

Nach dem Französischen.

Es war am Abend des 17. Januar 1820; vom frühen Morgen an war ein kalter Regen gefallen, und ein schneidender Ostwind warf ihn stoßweise auf die öden Straßen, während er die Cypressen und Lorbeerbäume, welche vor dem Hause der Frau v. K., eine halbe Stunde von Toulon, auf einer Anhöhe standen, bis zur Erde beugte.

In einem eleganten Schlafzimmer, dessen Fenster in den Garten gingen, saß die junge Frau vom Hause nachlässig auf einem großen Stuhle und horchte auf den Sturm, der jeden Augenblick heftiger und heftiger wurde. „Welches Wetter!“ dachte Louise. „Armer Adolph! Und er ist jetzt auf dem Meere. Guter Gott, sei ihm gnädig!“ sprach die junge Frau laut, und faltete die Hände, während ein Windstoß in das Thal hinuntertosete, gleich einer Lawine. Louise klingelte, und es trat ein junges Mädchen herein. „Mein Mann wird wohl heute Abend nicht nach Hause kommen, es ist entsetzliches Wetter, und übrigens sind auch jetzt die Stadthore geschlossen; sage Joseph, er solle Alles sorgfältig verschließen, die Hunde in den Hof lassen, und komm dann wieder, um mich auszukleiden.“ Das Kammermädchen gehorchte und kam bald wieder, um der Herrin zu berichten, daß ihre Befehle vollzogen seien. Louise kleidete sich langsam aus und legte sich in's Bett. „Zünde das Nachtlicht an, und laß es auf dem Kamin stehen, dann stelle eine Kerze hierher vor das Bett, ich will noch lesen.“

Das Kammermädchen that wie ihr geheißen war, entfernte sich sodann und schloß die Thüre hinter sich zu. Der Sturm verdoppelte seine Wuth in diesem Augenblicke, so daß das Haus unter seinem gewaltigen Flügelschlage zu erbeben schien. „Ach mein Gott, mein Adolph!“ seufzte die junge Frau, stützte sich auf den Ellenbogen und hörte mit immer steigender Angst dem Pfeifen und Brausen des Windes zu. Thränen rannen an ihren Wangen herab. „Und ich war Schuld, daß er sich einschiffte! Ach wie schwer wird die Erfüllung einer Pflicht! Allmächtiger Gott, rette ihn, oder nimm mich zu dir!“ Louise sprang in der Angst aus dem Bette, eilte an einen Secretair, öffnete ihn, nahm ein Miniaturportrait aus demselben und kniete dann vor dem Bette nieder. Hier, das Gesicht von beiden Händen bedeckt und unter lauten Schluchzen, betete sie eines jener innigen Gebete, welche selbst die größten Schmerzen lindern. Plötzlich ging ein Fenster auf, und der Wind blies die Kerze aus. Im ersten Schrecken senkte Louise das Haupt, aber bald stand sie wieder auf, um das Fenster zuzumachen. Als sie das Rouleaux auf die Seite nahm, sah sie einen Mann in ihrem Zimmer. Entsetzt und unwillkürlich folgten ihre Blicke dem Fremden, der ohne sie zu berücksichtigen, an das Bett ging, die Kerze nahm, und dieselbe am Nachtlicht wieder anzündete. Louise sah jetzt, daß der Mann ein Galeerensträfling war.

Das schreckliche Gefühl, was sie in diesem Augenblicke empfand, gab ihr die Besinnung wieder, daß sie fast ganz nackt sei; sie wollte schreien, aber die Töne erstickten in ihrer Brust; sie wollte gehen, aber die Kräfte verließen sie; sie sank ohnmächtig nieder. Als sie wieder zu sich kam, lag sie auf einem Divan, sorgfältig in einen ihrer großen Shawls gehüllt; aber der fremde, entsetzliche Mann war noch immer da. Der Sträfling hielt ihr ein Niechfläschchen vor und setzte es wieder auf das Camin, als sie aus der Ohnmacht erwachte. „Madame“ sagte er, sobald er glauben konnte, daß sie ihn höre; „beruhigen Sie sich, ich werde Ihnen nichts zu Leide thun, aber Sie dürfen weder durch einen Schrei, noch durch eine Bewegung meine Anwesenheit verrathen. Ich bedarf eines Zufluchtsorts bis zur nächsten Nacht, und glaube, derjenige, welchen ich bei der Gattin des Commandanten v. K. finde, wird am sichersten sein, und kein Galeerenvoigt mich hier



suchen. Ich kann Ihnen sagen, daß ich kein Dieb oder Räuber bin. Ich habe bloß ein Weib erschlagen. Bittern Sie nicht, Madame, das Weib hatte mich hintergangen, und der Treubruch wird mit dem Blute bezahlt." Louise wagte einen flüchtigen Blick auf den schrecklichen Fremden zu werfen; er war jung und schön, seine Augen bligten, und selbst die rothe, vom Regen durchnäßte Sträflingsjacke konnte seinen regelmäßigen, schönen Gliederbau nicht ganz verhüllen. Die Beobachtung, die ganz zu Gunsten des Fremden ausfiel, beruhigte Louise ein wenig; die Sorgsamkeit, womit er sie in ihren Shawl eingehüllt hatte, die bescheidene Entfernung, in der er sich von ihr hielt, seitdem sie seinen Beistand nicht mehr nöthig hatte, minderte ihre Furcht noch mehr, und gab ihr Kraft zu sprechen. „O Herr, haben Sie Mitleid mit einer unglücklichen Frau. Ich will Sie nicht verrathen; aber wie soll ich Sie, allein und zu dieser Stunde, in meinem Zimmer, und morgen den ganzen Tag verstecken, wenn mein Mann zurückkommt?“

„Madame, Alles ist leicht, wenn Sie wollen, besonders wenn Sie mir trauen. Ich gestehe, daß mein Anzug und die Art, wie ich zu Ihnen gekommen bin, nicht eben geeignet sind, Vertrauen zu erwecken, aber Noth bricht Eisen. Ich bin diesen Abend entflohen, und gerade hierher gekommen. Ich wollte mich in das Gewächshaus verstecken, aber die Nähe Ihrer Hunde hinderte mich daran, ich kroch also unter dem Geländer durch, und versteckte mich hinter Ihren nicht fest verschlossenen Jalousteen, obgleich der Aufenthalt daselbst nicht eben angenehm war. Sie konnten nicht vermuthen, daß zwischen den Jalousteen und den Fenstern Jemand sie belauschte, der sie unbemerkt betrachtete, um in Ihren schönen Zügen das Wohlwollen zu lesen, das mir es möglich machen sollte, mich Ihnen zu entdecken. Ich zögerte lange, als ich Sie aber, wahrscheinlich für das Original dieses Bildes, — und er hob das Miniaturportrait auf, das Louise hatte fallen lassen — beten sah, da dachte ich, ein Weib, das liebt und betet, kann nicht grausam sein, und ich wagte mich herein.“

Man hat noch nicht gehört, daß das Bagno ein Läuterungsort sei, aus dem man groß und edel wie ein Engel hervorgehe, und Louise zitterte, als sie ihr Geheimniß vor einem solchen Manne enthüllt

sah; aber das Gefühl ihrer verletzten Würde gab ihr den Muth wieder. „Herr!“ entgegnete sie mit einem verächtlichen Blicke. „Sie mißbrauchen meine Lage auf eine Art, die mir wenig Vertrauen zu Ihrer Delicatesse einflößen kann, und . . .“

— „Sie irren, Madame, ich hatte nicht im mindesten die Absicht, Sie zu beleidigen; Vertrauen gegen Vertrauen. Die Verschwiegenheit des einen bürgt für die des Andern. Ich will das Portrait nicht sehen, aber ich wette, daß es das des Neffen Ihres Mannes, des schönen Lieutnants der Circe, ist, Adolph's v. B. Nun, erröthen Sie nicht, ich bin nicht immer im Bagno gewesen, und konnte wissen — doch genug! Wir sind einig, daß ich bis morgen hier bleibe, ich will in das Nebenzimmer gehen, unterdeß mögen Sie sich wieder zur Ruhe legen, dann aber erlauben Sie mir wieder zu kommen und meine Lumpen an dem Feuer Ihres Kamins zu trocknen.“ Bei diesen Worten öffnete er die Thüre zu dem Zimmer des Herrn v. K., des bejahrten Gatten der jungen Louise, und verschwand.

Als Louise allein war, glaubte Sie aus einem schrecklichen Traume zu erwachen; Alles was geschehen, kam ihr unglaublich vor, aber ein leises Geräusch in dem Nebenzimmer überzeugte sie bald von der Wirklichkeit.

Ihre erste Sorge war, sich anzukleiden und zu fassen, da sie sich nun einmal nicht von den Fremden befreien konnte, ohne ihn der Gerechtigkeit zu überliefern, und ein solcher Gedanke ihr nicht in den Sinn kam. Sie öffnete die Thür des Zimmers ihres Gatten und sagte: „Sie frieren, Sie sind durchnäßt; ich kann Ihnen einige Kleidungsstücke meines Mannes geben. Hier ist Wäsche, ziehen Sie die Ihrige aus und verbrennen Sie Ihren Anzug.“ Aus diesen Worten schloß der Sträfling, daß Louise einen Beschluß gefaßt habe und einwilligte, seine Vertraute und Beschützerin zu sein. Er dankte ihr und eilte, sich umzukleiden, nachdem sie sich wieder entfernt hatte.

Louise erkannte ihn kaum wieder, er hatte jene verhaßte rothe Jacke nicht mehr, und sah weniger böse aus, seine Blicke waren nicht mehr so wild, und Louise fürchtete sich nicht mehr vor ihm. „Nun will ich ein großes Feuer machen, um Ihre Habseeligkeiten zu verbrennen,“ sagte sie, als der Unbekannte ein Packet an das Camin legte.

„Ja,“ entgegnete er, „aber dies da . . .“ und



dabei stieß er mit dem Fuße das Packet auseinander, daß die Kugel herausfiel, welche die Galeerensträflinge alle an den Beinen tragen. — „Diese Kugel werde ich morgen bei meinem Spaziergange ins Meer werfen,“ erwiderte sie.

„Nein, ich will die Kugel aufbewahren,“ sagte der Unbekannte, „und vertraue sie ihnen an.“ Louise fühlte sich über diesen Beweis von Vertrauen nicht eben geschmeichelt, und antwortete nicht.

„Sie willigen ein?“ fuhr er fort.

— „Ich muß wohl!“ entgegnete sie mit einem Seufzer.

„Beruhigen Sie sich, ich werde sie wieder abfordern lassen. Jetzt bedürfen Sie der Ruhe; Ihr Ankleidezimmer soll mein Gefängniß sein, aber besinnen Sie sich nicht anders, Madam. Haben Sie wenigstens die Güte, mich nicht Hungers sterben zu lassen. Legen Sie sich nieder, Ihr Kammermädchen darf Sie nicht außer dem Bette finden. Gute Nacht, Madame!“ Und er ergriff ihre Hand mit gewandter Galanterie, und begab sich sodann in das Ankleidezimmer Louifens.

Die junge ermattete Frau legte sich auf das Bett und schlief bald ein, indem sie über den unbegreiflichen Magnetismus nachdachte, mit welchem der Fremde auf sie wirkte.

Es war schon spät, als sie erwachte. Ihr Mann war aus der Stadt gekommen, wo man allgemein von der Flucht des Galeerensträflings gesprochen hatte. „Es ist der Sohn eines großen Herrn vom Hofe Ludwig's des XVIII,“ sagte er. „Man behauptet sogar . . . ! aber alles dies ist nicht erwiesen, denn er wurde nicht unter seinem wirklichen Namen verurtheilt. Er war angeklagt, ein Mädchen ermordet zu haben. Er hatte einen mächtigen Gegner, einen Nebenbuhler . . . kurz, gestern Abend war er entflohen. Diesen Morgen feuerte man den Kanonenschuß ab, hißte die schwarze Flagge auf, und gewiß findet man ihn wieder, wenn er nicht auf dem Meere entwischt ist.“ Man denke sich, was Louise während dieser Erzählung empfand.

Der Tag verging unter fortwährender Angst. Endlich entfernte sich ihr Gatte wieder. Die Nacht kam und sie konnte ihren Gefangenen die Freiheit geben. —

„Ich will nun fort,“ sagte der Unbekannte. „Um Mitternacht erwartet mich ein Freund mit Er-

trápóst an dem Hohlwege bei Dificules. Erlauben Sie mir Madame, Sie um Verzeihung zu bitten, wegen der Furcht, in die ich Sie versetzte; Sie haben mir das Leben gerettet, und meine Dankbarkeit soll nur mit meinem Leben endigen. Leben Sie wohl, und ich hoffe, wenn wir uns wiedersehen, was gewiß geschieht, Ihnen meinen Dank öffentlich bezeigen zu können. Noch einmal, Leben Sie wohl! Ihre Hand!“ — Louise reichte sie ihm; der Fremde drückte sie freundschaftlich, küßte sie dann ehrerbietig, und stieg zu dem Fenster hinaus. Ehe er hinabsprang, drehte er sich noch einmal herum, und sagte: „Suchen Sie dies Taschentuch nicht!“ — er zeigte ihr ein gesticktes Tuch — „der Sträfling stiehlt es Ihnen.“ Damit drückte er diealoussteen zu und verschwand.

Am 20. Januar des folgenden Jahres empfing Louise ein Kästchen kostbarer, höchst geschmackvoller Gegenstände, und mehrere Jahre hinter einander folgte an demselben Tage ein ähnliches Geschenk. Unterdeß wurde Louifens Gatte zu einem hohen Amte berufen, und mußte nach Paris, Louise begleitete ihn dahin. Adolph war von seiner Reise zurück, aber sie hatte ihm ihr seltsames Abenteuer verschwiegen.

Auf einem Balle bei der Herzogin von Berry befanden sich einige Personen in einem Zimmer fern von dem Geräusch der Gesellschaft. Louifens Gatte hatte mit einem hochgestellten Manne zu sprechen, führte seine Frau einer ihrer Freundinnen zu, und kehrte in den Tanzsaal zurück. Als Louise vortrat, drehte sich ein am Ramin stehender Herr um, und fuhr zusammen. Louise blickte ihn an, und glaubte diese funkelnden Augen, die breite Stirn schon einmal gesehen zu haben, aber sie besann sich nicht, bis Jemand erzählte, eine Dame habe sich Zähne ausreißen lassen, und dieselben bei der Trauung ihrem Geliebten gegeben. „Ich,“ sagte der Herr, der Louifens bekannt vorkam, „ich kenne Jemanden, der die Kugel, welche er im Bagno trug, gegen ein gesticktes Taschentuch, einer Dame aufzuheben gab, welche mehr als seine Geliebte ist, denn Sie rettete ihm die Ehre.“ —

Louise blickte den Unbekannten an. Kein Zweifel, es war jener Sträfling. Aber mehrere Orden glänzten an seiner Brust: man nannte ihn nur „Herr Graf,“ er war am Hofe, und doch konnte sie nicht zweifeln, daß es der Sträfling sei. Sie fragte ihre



Freundin nach dem Namen des Herrn. „Es ist der Graf . . .“ entgegnete diese, „der vor Kurzem zum Geschäftsträger in . . . ernannt worden ist.“

Den andern Morgen erhielt sie ein Billet, worin man sie um Rückgabe des Gegenstandes bat, welche man ihr bei Toulon in Verwahrung gegeben habe; der Schreiber werde Frankreich verlassen, aber sie noch einmal im Leben sehen. Er versprach ihr unsichtbaren Schutz und Verwendung für Alles, was ihr theuer sei. Die letzten Worte waren unterstrichen. Einige Tage darauf erhielt der Neffe ihres Gatten nebst einem schmeichelhaften Schreiben vom Marneminister, die Ernennung zum Schiffskapitain. Sie selbst empfand den Einfluß ihres unsichtbaren Gönners, denn sie erhielt Alles, um was sie bat, ohne zu wissen woher.

Louise hörte nichts wieder von dem Grafen; einige Jahre später traf sie ihn in Indien, wohin sie ihren Gatten begleitet hatte. Hier erfuhr sie die Geschichte des Sträflings.

### Thüringisches.

Mitgetheilt von Hugo Goering.

Sobald nur die ersten Frühlings-Verthen jubelnd in die Lüfte stiegen, ergriff ich stets, so lange ich in der Heimath lebte, den Stab, und wanderte hinaus, ein paar Stunden weit über Hügelfeld, und dann in den Wald, in die Vorberge des Thüringer Waldgebirges, denen die Natur an Zauber und Reiz so unendlich viel verliehen hat. An den Vorbergen grünte gewöhnlich schon Alles wieder, aber der Waldbach tobte noch wild dahin, das Ufer überströmend, wo es zu eng für ihn war. Und weiter oben, in den tieferen Thälern, wohin die Sonne selten nur ihre Strahlen senken kann, lag oft noch Eis und tiefer Schnee. Zu solch früher Zeit besuchte ich gewöhnlich die Wasserfälle, deren der Thüringer Wald einige hat, und sah die vom Schneewasser geschwellten Bäche in wilder voller Kraft über die Felsenterassen sich herabstürzen. Wer diese Stellen im Sommer besucht, wird nur wenig befriedigt sein, denn in den warmen Tagen versiegen Quellen, die sonst reichlich Wasser geben, und die Bäche werden

aus Wassermangel zu unbedeutenden Gerinnen, so daß nur durch künstliches Stemmen auf Augenblicke die eigenthümliche Kraft und Schönheit des Wassersturzes hervorgebracht werden kann. Wenn ich auch im Sommer diese Wasserfälle besuchte, so zog mich Anderes als im Frühjahr zu ihnen hin. Wer sie sehen will, muß sie in den tiefdunkelsten Einsamkeiten des Waldes suchen, in den abgeschlossenen Thälern, in die kein geobneter Weg führt, in denen selten die Holzart an die Bäume gelegt wird. Aber gerade wegen dieser Abgeschlossenheit, wegen des düster-poetischen Dunkels sind sie so schön, und deshalb, und um ihren Schatten zu genießen, wenn der Sonnenbrand die andern Thäler durchglühte, habe ich sie auch im hohen Sommer besucht. Im Herbst freilich zog ich vor, auf die hohen Berge zu klettern. Da oben ist es an schönen Oktobertagen am herrlichsten, wenn nebellos das weite Land vor uns liegt, und die Sonne von oben herab wohlthätig erwärmt, aber nicht belästigt. Am liebsten habe ich dann immer die Höhen besucht, wo sonst Burgen und Schlösser gestanden haben, und habe das große Buch der Erinnerungen aufgeschlagen, und andächtig Blatt um Blatt gelesen, bis die letzten Buchstaben sich wieder verwischten, und nichts blieb als ein kleiner leerer Raum, an den sich die Gegenwart wieder anknüpfte in lebensvoller Gestaltung. Thüringen ist reich, viel reicher als man glaubt, an solchen Trümmerhaufen einstiger Größe. Aus den Büchern der Geschichte sind die letzten Spuren ihres Daseins schon wieder entschwunden, und nur das Spheugeländer der Sage lehnt noch an den wenigen Mauerresten und Felsenkanten an, um sie noch einige Zeit zu halten und vielleicht hinüber zu retten in eine Zukunft, für die sie doch am Ende Nichts mehr gelten werden. Mag die Erinnerung an dieselben immerhin verblassen oder gar verschwinden, die Bergkuppen, die Felsenpyramiden, auf denen sie einst gethront haben, vergehen nicht, und bleiben für die Poesie ewigrüne Wundergärten. So oft ich kann, werde ich zu ihnen hinaufsteigen und von Lenz und Sommer träumen, wenn auch schon gelbe, lebensmüde Blätter von den Buchenbäumen, die sie umstehen, auf mich herabrauschen.

Auf den vielen Zügen durch mein schönes, liebes Heimathland habe ich mir gar wunderlieb-



liche Bilder, Sagen, Mähren und Geschichten in das Wanderbuch gesammelt. Gern erzähle ich sie jetzt wieder, zur Winterszeit, wo die Phantasie so gern von erlebten oder ersehnten Sommerreisen träumt.

## 1.

## Der Karl-August-Stein.

Im Thal der Gera schmiegt sich an eine sanfte Höhe das kleine Dörfchen Arlesberg. Die Häuser sind klein, denn es wohnen nur arme Köhler und Grubenbauer darin. Nicht einmal eine Schule, geschweige denn einen Pfarrer oder eine Kirche hat das Dörfchen. Aber einige Häuser ragen doch unter den übrigen hervor. In dem einen wohnt der Förster, in dem andern der Unterförster. Und in dem letzteren war ich stets ein gerngesehener Gast. War es doch auch so traulich dort, so recht waldb-poetisch, und eine halbe Stunde davon liegt die berühmte Kaltwasserheilanstalt Elgersburg, so recht in den Bergen drin. Oft und gern ging ich die kurze Strecke, und mischte mich unter die Badegäste, von denen jeder sein eigenes Vaterländchen hatte. Aber noch viel lieber verlor ich mich in die dunklen Waldgänge, mit welchen Kunst und Natur Elgersburg reichlich umzogen haben, und am liebsten lagerte ich mich im tiefen Körnbachgrund mit seinen romantischen Felsengebilden. Einst traf mich hier ein Waldwart von Elgersburg, und ich ließ mich mit ihm sogleich in ein Gespräch ein, weil ich aus Erfahrung wußte, daß man von den Jägern, Hirten, Köhlern und Holzhauern gar viel schöne Geschichten aus alter und neuer Zeit erfahren kann. Und ich hatte auch hier meinen Mann richtig erkannt. Vom Schloß Elgersburg, vom Moorthal, von der Altenburg bei Dörrberg wußte er mir gar Mancherlei zu erzählen im Weiterwandern. Wir stiegen in Spiralwindungen aufwärts, und standen bald auf dem höchsten Felsen des Grundes, und schauten hinab in die Tiefe des Körnbachgrundes, der hier seine Felsen labyrinthisch in einander gebaut hat.

Hier war es, gerade auf diesem Felsen, erzählte mein redlustiger Begleiter, wo einmal meiner Mutter Bruder eine eigene Geschichte passirt ist. Er geht eben drüben im Walde Tannenzapfen suchen,

und denkt sich ganz allein unter den dunklen Nadelbäumen, als er auf ein Mal von fern ein lautes Rufen hört. Erst bekümmert er sich nicht darum, weil ihm das im Wald gar nicht seltsam vorkommt, aber bald wird er aufmerkamer, und merkt, daß es ein Hilferuf ist, der zu ihm dringt. Nun verläßt er seinen Tannenzapfenkorb, und geht dem Tone nach.

Dieser führt ihn gerade nach den Körnbachsfelsen zu, und als er hierherkömmt, nur etwas tiefer unten, als wir stehen, denn seitdem ist der Gipfel zugänglich gemacht worden, steht er über sich einen feinen jungen Herrn in Jagdkleidern stehen. Als dieser ihn erblickt, ist er sehr hoch erfreut und ruft herab. Wenn Du mir einen Weg zeigst auf dem ich wieder von hier nach Elgersburg kommen kann, so sollst du einen guten Lohn haben, aber erst hilf mir von diesem Felsen herunter. Das ist nun zwar so leicht gar nicht gewesen, denn der Stein hat fast allein gestanden, und mein Ohm hat gar nicht begreifen können, wie der Herr dahinaufgekommen ist, aber durch Abhauen und Anlegen einiger Fichtenstämme ist das Herabsteigen doch endlich gelungen. Nun ist auch mein Ohm noch mit dem Herrn nach Elgersburg gegangen, und hat noch gar Vielerlei mit ihm gesprochen, denn der Herr ist fröhlich und erfreut und darum auch gar freundlich gewesen. Als sie herab in's Dorf kommen, sitzen noch mehrere andere Herren vor dem Wirthshaus, die rasch fragen: Wie es komme, daß Se. Durchlaucht so lang ausgeblieben wären. Der Begleiter meines Ohms antwortet aber: „Ein zweiter Kaiser Maximilian habe ich mich in dem Felsenlabyrinth des Körnbachs verirrt, und konnte von dem höchsten Felsen nicht eher wieder herabkommen, bis mich der Knabe an angelehnten Bäumen herabgerettet hat.“ Mein Ohm bekam darauf von einem der Anderen ein Geldstück, wie er in seinem Leben noch keins gesehen hatte, denn es war von Gold, und sprang ohne Last nach Hause. Dann ging er aber wieder nach dem Wirthshaus, und sah, wie die Fremden eben wegritten. Vom Sohn des Wirths erfuhr er aber, als er sich erkundigte, es wäre der Herzog Karl August von Weimar gewesen, der von Ilmenau herübergeritten sei.

Seit jener Zeit nun hat man den Stein, so schloß der Waldwart, den Karl-August-Stein genannt.



Leipzig den 1ten Febr. Ich weiß nicht, wer schon vordem den Gedanken ausgesprochen hat, wir Deutsche seien geborene Robinsone. Den ersten Theil des Lebens führen wir als lyrische Schwärmer, den zweiten als Philosophen, und wohl uns, wenn Abstraktion und Phantastik uns noch so viel Materielles übrig lassen, daß wir im dritten Stadium des Lebens brauchbar und praktisch uns entfalten. Anders der Franzose. Er fühlt sich gleich als geselliges Thier und sein erstes Niesen im Anblick des Lebens ist gewiß weiter nichts, als eine naive Form, sich der Gesellschaft als vorhanden anzukündigen. Der Umgang ist ihm Alles, ist ihm zugleich Zweck und Schule des Daseins. Der gesellige Umgang aber bedingt die gesellige Form: Leichtigkeit und Grazie der Bewegung, Sicherheit des Anstandes, Gewandtheit sich zu geben und auszusprechen, Fülle des Witzes und Reichthum pikanter Wendungen, raschen Ueberblick über äußere Verhältnisse. Dies ist es auch, was die französischen Autoren auszeichnet und was man in letzter Zeit den Deutschen so energisch und dringend anempfohlen hat. Und nicht mit Unrecht. Denn an geistreichen Köpfen fehlt es der Bevölkerung der deutschen Urwälder zwar nicht: aber sie reden in unverständlichen Zungen, ihre Weisheit klingt oft dunkler als die dodonäischen Orakel, und ihr Tiefsinn schwebt in finsternen, mystischen Abgründen. Statt geflügelter Worte haben sie Granitblöcke: statt Witzes Philosopheme und am Ende ist ihr Daherplumpsen doch eine eben so ewig rückläufige Kreisbewegung als des wohlgekannten, leichtfüßigen Franzosen Länzelschritt. Indessen darf diese Empfehlung fremden Musters keine unbedingte sein, am allerwenigsten zur Nachahmung auffordern wollen. Auch in diesem Punkte bekömmt uns Deutschen die goldene Mittelstraße am Besten. Den augenblicklichen Launen und Leidenschaften der Masse zu fröhnen, war nur kurze Zeit in unserer Literatur Mode: in Paris ist es Gesetz. Ein Gesetz, das die Freiheit und die hohe Absicht der Kunst zur Unmöglichkeit macht, und das bei uns niemals Fuß fassen darf.

Wir überlassen es dem Leser, das Vorhergehende mit dem folgenden in den rechten Zusammenhang zu bringen.

Bajazzo und seine Familie ist der Name eines „Volksdrama“, welches wir in deutscher Bearbeitung von Marr am 29ten Jan. uns vorgeführt sahen. Der Verfasser beabsichtigte ein Gemälde der Restauration von 1814, wohl mit deutungsvoller Beziehung auf die gegenwärtigen politischen Zustände Frankreichs, einen Warnungsruf an seine Nation. Wir müssen gestehen, daß zu diesem Zweck Anlage, Arrangement und Ausführung vortrefflich anschaulich sind. Von den Grundsätzen und der Lebensweise des Herzogs Montbazon und seiner Umgebung, bis auf die wieder hervorgeholte

vorrevolutionäre Kleidertracht erscheint Alles scharf, gewichtig und lehrreich. Die Herzlosigkeit der Restaurirten, welche aus fünfundzwanzigjährigem Exil keine Lehre mitgebracht haben, als die eines nur noch entschiedeneren berechnenderen Standesegoismus, die Herzen und Leben Anderer gleichgiltig zertritt, ihre Eitelkeit, Anmaßung und Genußsucht sind das zwar nicht erbauliche aber warnende Grundthema des Stückes. Bajazzo, der Seiltänzer, hat die Pflegetochter eines Bauern geheirathet, welche dieser zur Zeit der Revolutionskriege von einem Unbekannten anvertraut erhielt. Er lebt mit dem holden Weibe und ihren und seinen zwei Kindern trotz seiner Armuth in glückseliger Eintracht, als beide durch den Landesverrätther Varenne, welcher die Rolle eines von ihm erschlagenen und seiner Papiere beraubten Herrn von Nollac spielt, benachrichtigt werden, Madelaine sei die Tochter eines sehr reichen und hohen Herrn. Diese Kenntniß ist ein Stachel in der Seele der Frau, welche nun erst die Last des Glendes zu empfinden beginnt. Ein Versuch, dem Varenne zu entfliehen, ist vergeblich. Er eilt ihnen nach, und es gelingt ihm, Madelaine durch die Vorstellung, daß ihr krankes Kind in dem Zustande der Armuth unrettbar verloren sei, zur Flucht mit ihm zu bewegen. Seine Absicht ist nämlich, die reiche, schöne Erbin im Einverständnis mit Montbazon, ihrem Großvater, von Bajazzo zu trennen, das Eheband beider zu lösen, und sich in den Besitz ihrer Reichthümer und Titel zu setzen, wodurch er zugleich der Gefahr — er ist zum Tode verurtheilt — entgehen würde. Verzweifelt eilt Bajazzo ihr nach, trifft Varenne, den er erkennt und ihm die Papiere abnimmt, und wird von Nini Flora, der Geliebten des Enkels von Montbazon protegirt. Als Nollac (welchen Namen auch der Verrätther trägt) drängt er dann sich zum Herzog, sieht Madelaine, erfährt von ihr, weshalb sie geflohen war, aber auch von ihrer treuen, festen Liebe, und verrätth sich im Momente der Leidenschaft. Der Herzog stellt sich an, als sehe er in Bajazzo und Varenne dieselbe Person. Der Arme wird festgenommen, und ihm soll der Prozeß gemacht werden. Vergeblich sind seine Proteste, vergeblich die Bitten Madelainens beim Herzog, der die Begnadigung des Bajazzo, auf Varenne lautend, in Händen hat, aber nur gebrauchen will, wenn Bajazzo sich zur Scheidung und Selbstverbannung entschließen wolle. Er zwingt sogar die Enkelin, den Gatten vor Gericht zu verleugnen, und sie muß es, um sein Leben zu retten, thun, ob ihr auch das Herz bräche. Bajazzo erkennt ihr Opfer, und zwingt sich nun zu einem gleichen — er will entsagen, um seiner Kinder, um Madelainens Glück zu machen. Schließlich gibt sich Varenne, der von seiner Begnadigung gehört hat, zu erkennen, und wird depor-



tirt, der Herzog läßt sich auch erweichen, und nimmt den Seiltänzer als Schwiegerenkel an.

Dieser Ueberblick zeigt schon das Novellenartige des Stoffes. Die pikanten, vortrefflich gezeichneten Charaktere entwickeln nicht aus sich die Handlung; sie äußern sich bloß an den Zufälligkeiten derselben.

Dennoch entbehrt des Stück nicht einer bedeutenden Wirkung auf das Gemüth, aber welcher? Im ersten Akte, wo die Intrigue sich erst anspinnt, verweilen wir mit Vergnügen bei Bajazzo und seiner Familiengruppe, und ergößen uns an dem Humor des Dichters, der in leichten, komischen und heiteren Situationen sich äußert. Schon im zweiten verdunkelt sich der Horizont, durch die Kämpfe Madelaine's zwischen collidirenden Pflichten und ihrer Liebe und dem unverdienten Unglücksschlag Bajazzo's. Und von nun an steigern sich die finsternen Mächte in diesem Drama bis zu Ende auf so entsetzliche, die grausamen Qualen des harmlosen Seiltänzers auf so peinigende Weise, daß wir nicht in Schmerz und Behmuth, sondern in gerechte Wuth gerathen, die, weil ohnmächtig, eine wahre Folter wird. Und diese Folter quält uns um so mehr, als der Dichter die lebenswürdigen, trefflichen Seiten in Bajazzo's Wesen mit der Steigerung seiner Mißhandlungen korrespondiren läßt. Der kurze Schluß versöhnt keinesweges, hauptsächlich darum nicht, weil es erzwungen und unwahrscheinlich klingt, daß ein so unbeugsamer Charakter, wie der Montbazon's, durch den Anblick der treuen Liebe sollte gebeugt werden, nachdem er zuvor sich nicht gescheut hat, das Herz der Enkelin über dem Interesse seiner „Standes-Ehre“ brechen zu lassen. Das Stampfen und Zähneknirschen einiger Anwesenden war deßhalb eben so gerechtfertigt, als die Flucht Anderer. Wir würden uns nicht wundern, wenn ein sanguinisches Publikum im Verlauf dieses Stückes in ein Wuthgeheul ausbräche.

Die Gesamtdarstellung war recht erfreulich.

Am 2. Febr. Jungfrau von Orleans. Da wir begreifen, daß die Schuld des Schauspielers, der unvorbereitet auf die Bühne tritt und mit dem Souffleur lebt und stirbt, eben nicht immer sein Verbrechen sein muß, und da wir wissen, was es heißt, mit einem Rollensach forcirt werden, welches der Persönlichkeit widerspricht, so gehen wir auf die einzelnen Leistungen nicht weiter ein, als daß wir die Extreme von Gut und Schlecht aus dieser Darstellung herausheben. Vorzüglich war die Johanna der Fr. Schäfer, und diente uns abermals als Beweis, daß diese Künstlerin in selbstständigem Streben, unbeirrt von allen äußeren Hemmnissen, der wahren Kunst nachgeht. Leider mußten wir bemerken, daß das schlechte Zusammenspiel und die Unsicherheit der meisten Mitspielenden auch ihre Sicherheit beeinträchtigte und ihren Beifall schmälerte. Dagegen wo sie entweder allein auf der Bühne stand (Schluß des Prologes, Anfang des 4. Aktes), oder wo sie von den Mitspielenden gestützt wurde, ward ihr Spiel groß, sicher und frei und Schillers Jungfrau stand in Fleisch und Leben vor uns — gegen Herrn Kläger (Vertrand und engl. Herold) schon wieder auftreten zu müssen, ist uns leid. Allein wohin soll das Bühnenwesen gehen, wenn diese Zerrüttung und Unordnung um sich greift? Hr. Kläger waren seine (noch dazu so gar kleinen) Rollen so fremd, wie der Tag der Nacht. Mit welcher Stirne wagt er, zum dritten Male im Laufe weniger Wochen, zum Hohne der Kunst, unvorbereitet vor das Publikum zu treten? Ist die Keckheit, mit der er eine Rolle dergestalt verhunzt, daß er uns selbst vom Sinne, überhaupt von einem Sinne, nichts übrig läßt, und baaren Gallimathias aufstischt, zu rechtfertigen? Wir fordern das Publikum auf, im Wiederholungsfalle das rasche Strafrecht zu üben, mit dem man anderwärts verfahren ist, wenn die Hand, deren Pflicht es wäre, hier nicht ordnend eingreift.

H. A. Werner.

## F e n i l l e t o n .

**Garrick's Haus.** Garrick, dieser größte Komiker der Engländer, der Liebling seiner Nation, der Freund der trefflichsten Geister und vornehmsten Staatsmänner seiner Zeit, ist Jedermann bekannt. Er lebte in London reich und geehrt. Sein Haus, ein kleiner Palast, schon in seiner Bauart von künstlerischem Sinne zeugend, lag in einer reichbelebten, reizenden Gegend am Ufer der Themse, mitten in einem Garten, der unbekannt mit der

Hand des Blumengärtners, nur aus frischem Rasen und bunten, geschmackvollen Bouquets und Baumgruppen bestand. Dicht am Ufer des Flusses stand Shakespeare's Tempel, das Bild dieses Dichters darin aufgestellt. Es war in natürlicher Größe aus weißem Marmor verfertigt. — In Garrick's Hause fand sich keine Spur von Pracht, kein Luxus, keine Modeverzierungen. Ueberall leuchtete hervor, daß der Eigenthümer dem Natürlichen, Einfachen, die



und da, daß er dem Humor huldigte. Die Wände mit hellen Tapeten und den Bildern berühmter dramatischer Künstler verziert. Darunter einige Originalgemälde von Hogarth. —

Garrick's Gewalt über die Muskeln seines Gesichtes, wodurch er ein so vollendetes Minenspiel zu Wege brachte, geht ins Unglaubliche. Man erzählte davon unter Anderen folgendes.

Hogarth wollte nach Fielding's Tode dessen Portrait aus dem Gedächtniß malen. Da er sich eines eigenthümlichen Zuges um den Mund, welcher s. charakterisirte, nicht erinnern konnte, so ahmte G. denselben nach, und erfrischte dadurch Hogarth's Einbildungskraft.

In Rom wurde er eines Tages durch das Gespräch einer Gesellschaft von Malern, in der er sich befand, veranlaßt, den Ausdruck der verschiedenen Leidenschaft in seinem Gesichte nachzuahmen, und er that dieß mit so fürchtbar greller Genauigkeit und Wahrheit, daß alle Anwesenden gestanden, diese Nachbildungen konnten als Modelle der plastischen Darstellung dienen.

**Hans Urberle.** Keiner von allen verstorbenen oder lebenden deutschen Hofspoeten hat wohl seine Absichten so offen und ehrlich dargestellt, als der genannte Urberle, Hofpoet oder besser gesagt, Hofnarr des Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz, in einem an diesem gerichteten Neujahrsgedicht thut. Es heißt darin:

Glaub' Karl Dorothea! Stets geht zu Gott mein  
Flehn,

Mehr um dein als mein Wohlergehn!  
Denn du bist der Hauptmann von der Pfalz,  
Der die beste Frucht thut tragen.  
Dessen hab' ich Zeugen Jung's und Alt's  
Die von diesen Früchten nagen.  
Der groß Laib Brot du wirfst von mir genannt,  
Wo so viel davon abschneiden.  
Ich auch hab' das Messer in der Hand,  
Weil's deine hohe Gnaden leiden.  
Ich lege mich denn zu Füßen.  
Laß mich's fort und fort genießen.

**Gute Honorare.** Robertson hat das Manuscript seiner Geschichte von Amerika für 2500 Pfund Sterling verkauft; für seine Geschichte Karls V. bekam er 4000 Pfund. Blackstone für seinen Kommentar der englischen Gesetze 10000 Pfund.

**Friedrich der Große** ließ in Berlin dicht neben einer Kirche ein Magazinhaus bauen. Die Kirchengemeinde fühlte sich dadurch bekümmert und stellte vor, daß der Kirche durch den neuen Bau alles Licht werde abgeschnitten werden. Der König erwiderte auf das Bittschreiben:

Selig sind, die da nicht sehen, und doch glauben!

**Der Teufel ausgetrieben.** Im Jahre 1777 klagte zu Freiburg ein Mädchen einem Benedictinermönch, ihrem Beichtvater, daß sie vom Teufel geplagt werde. Seiner eignen Aussage zufolge hauste dieser höllische Geist schon seit 20 Jahren und 20 Tagen in der armen Dirne. Er hieß Unix und verlangte, da seine Zeit um sei, ausgetrieben zu werden.

Die Sache wurde in Untersuchung gezogen, eine Kommission, bestehend aus mehreren frommen und gelehrten geistlichen Herren, niedergesetzt. Die Hälfte dieser Kommission entschied auf das Dasein eines Teufels, die Andre erklärte sich dagegen. Darauf nahm ein Benedictiner, geistlicher Rath, und Lehrer der Theologie den Exorcismus (Beschwörung des Teufels) vor. Das Ungeheim wich nur nach heftigster Gegenwehr, wie die Protokolle sagen.

**Karl von Holtei.** Der Vielgewanderte hat zu den sechs Bänden seiner „Vierzig Jahre“ zwei neue folgen lassen, die bei dem bewegten Leben ihres Autors des Interessanten genug bieten.

**Ungarisches.** Johann Erdélyi, dem wir die Originalausgabe der „ungarischen Volkslieder“ in 3 Bänden verdanken, kündigt so eben in Pest das Erscheinen seiner ungarischen Sprichwörter an. Denselben Stoff bearbeiteten schon Dugonid, Gaal und Bloch. — Keribeny's Uebersetzung von „600 ungarischen Volksliedern“ ist kürzlich bei Leske in Darmstadt, 32 Bogen gr. 8. zur Ausgabe fertig geworden. Von ihm gleichfalls ins Deutsche übertragen, befinden sich jetzt „Arany's erzählende Dichtungen“ 2 Bände, Leipzig bei Herbig unter der Presse. Eine mit vielen Anmerkungen versehene Uebersetzung von „Franz Toldy's Geschichte der ungarischen National-Literatur“ an welcher dieser wissenschaftlich unermüdetlich thätige, junge Ungar augenblicklich arbeitet, wird in 2 Bänden, Verlag von Engelmann, uns Deutschen endlich ein gründliches Quellenwerk über die reichhaltige, aber nicht hinlänglich gekannte ungarische Literatur liefern.

**Currer Bell.** Die Romane Jane Eyre und Shirley gehören auch in Deutschland zu den gelesensten, und man war lange in Zweifel, ob sie von einem Manne oder einer Frau geschrieben seien. Eine kleine Schrift von Currer Bell der Verfasserin selbst, klärt alles auf. Ein Landgeistlicher in England hatte drei Töchter, die alle drei im Geheimen Gedichte und Erzählungen schrieben. Zufällig entdeckten sie diese Neigung gegenseitig, und theilten sich nun ihre poetischen Schöpfungen mit. Auch nahmen sie sich vor, dieselben drucken zu lassen, da sie aber nicht unter ihren rechten Namen in die Dersentlichkeit treten wollten, so nannten sie sich Acton Bell, Ellis Bell und Currer Bell. Nur mit Mühe fanden sie Verleger; so erschien 1847 Wuthenng



Heights von Ellis Bell, Agnes Grey von Acton Bell und Jane Eyre von Currer Bell. — Die beiden ersten Verfasserinnen erkrankten bald nach dem Erscheinen ihrer Werke und starben kurz nach einander. Die einzige, noch überlebende Currer Bell, die ihren Schwestern ein rühmendes Denkmal in der oben erwähnten Schrift gesetzt hat, ist die jetzt berühmte Verfasserin von Jane Eyre und Chirley.

Der **Legationsrath Dingelstedt** wird nun wirklich Stuttgart mit München vertauschen, und an letzterem Orte mit dem 1sten Februar die Intendanz des Hof- und Nationaltheaters beginnen.

Der **Schäfflertanz** ist eine Münchner Volksfestlichkeit, und wird auf der offenen Straße aufgeführt. Alle sieben Jahre seit seiner Einsetzung zur Zeit einer großen Fast im Jahre 1517, hat sich derselbe in gleich volkstümlicher Weise und mit geringer Veränderung des Kostüms regelmäßig wiederholt, und wird auch beim bevorstehenden Karneval nicht vergessen werden.

**Scribe**, der unermüdete und unerhört produktive franz. Theaterdichter, hat auch im vorigen Jahre die Proben seines Fleißes abgelegt. Hervorragend unter seinen aus dem bezeichneten Zeitraum stammenden Werken sind: Die „Erzählungen der Königin von Navarra“, welche das Pariser Publikum mehrere Monate ausschließlich in Anspruch nahmen, und der Text einer so eben von Huber komponirten Oper: „Der verlorene Sohn“. Wenn schon die Benutzung dieser biblischen Fabel höchst originell erscheint, so noch mehr die Behandlung. Der verlorene Sohn, im dunklen, unbezwinglichen Drang nach der Ferne, verläßt heimlich den Vater und geht nach Memphis. Dort ist durch die Priesterherrschaft eine entsetzliche Volkentartung eingerissen, in deren mehr als sybaritisches Wesen der Flüchtling hineintaucht. An diesen Fäden tappt er sich bis an den Rand des Verderbens. Er geräth in ungeheure Schulden und wird genöthigt, sich als Kameeltreiber (doch etwas wohlgefälliger als der biblische Saubirt) sein Brod zu verdienen. In diesem Elend geht ihm die Sehnsucht nach der Heimath wieder auf. Seine Rückkehr und das geschlachtete Kalb schließen die Abenteuer des Unglücklichen glücklich ab. Vieles in dieser Oper soll an Fel. Davids Wüste erinnern. — Wir machen dabei auf die treu beibehaltene biblische Allegorie: Rückkehr aus der Verirrung und auf die Schilderung ägyptischer, den modernen ähnlicher, socialer Zustände aufmerksam. Offenbar liegt darin die Verbindung des künstlerischen mit dem populären Interesse. Wenn die politische Reaction nur diese eine Frucht brachte, daß der Dichter nicht bloß mehr gefällig oder aufreizend schmeicheln wollte, so wäre dies schon fürerst ein großer Gewinn.

Daß der **Bühnenkünstler** sich gegen den Tadel mitunter entsetzlich empfindlich verhält, ist eine alte Erfahrung. So energisch aber hat wohl noch keiner seine Entrüstung ausgesprochen, als ein gewisser Fortini, Bassänger des Theaters in Florenz. Derselbe war energisch ausgepöfien worden, und schleuderte im Zorn darüber, sein Ritterschwert, das er eben in der Hand hielt, ins Parterre hinein; zwei Personen wurden mehr oder minder gefährlich verletzt.

**Ranke's** Geschichte der Reformation ist ins Armenische übersetzt worden. Derlei Unternehmungen gehen von der Mechitaristen-Congregation in Wien aus, und mancher Autor, dessen Werke dahin verschollen sind, kann hier zu seiner Ueberraschung sein deutsches Opus in dem fremden Gewande armenischer Schriftzüge wiederfinden.

Von **Hendrik Conscience** wird in Kurzem eine neue Erzählung, „der arme Edelmann“, die Presse verlassen.

Der frühere Regisseur des Hamburger Theaters, **Wilhelm Marr** hat einen komischen Hamburger Kalender „Herr Meyer“ betitelt, herausgegeben, worin er sich vergeblich bemüht, witzig zu sein.

**Einen großen Gehalt** ohne dabei viel Mühe zu haben, bezog Pignaul-Lebrun vom König Jérôme von Westphalen. Er war als Vorleser und Bibliothekar desselben angestellt, nannte sich aber selbst oft einen „Bibliothekar ohne Bibliothek“, und den „Vorleser eines Prinzen, der alles, aber nur keine Bücher liest.“ Speisekarten und Theaterzettel war das Einzige, was er ihm vorzulesen hatte.

Zur **Industrienausstellung** in London will eine Gesellschaft von 100 Amerikanern ihre eigene Wohnung mitbringen, d. h. nicht ein Haus, wie deren viele nach Californien ausgeführt werden, sondern ein stattliches Schiff, das sie für 2500 Dollars gemiethet haben, und in dem sie auf der Themse ihre Wohnung aufschlagen und glänzende Feste geben wollen.

**Karl Beck** ist physisch und psychisch leidend. Er hat in Folge dessen auch Wien verlassen, um seinen Wohnsitz in Norddeutschland aufzuschlagen. Als nächstes Erzeugniß seiner Werke erwarten wir „Bilder aus Ungarn“, epische Gemälde und lyrisch-romantische Dichtungen, die mit magyarischer Farben- glut gemalt sind. Als Perlen der Sammlung werden im Voraus bezeichnet: „das begrabene Schwert“, „Billagos“ und „Husarenlied“.

**Robert Heller**, seit seinem Rücktritt von der Redaktion der Deutschen Zeitung in Berlin, ist nach Hamburg gegangen, um daselbst vom 1ten Febr. ab den Feuilleton, welcher den Hamb. Nachrichten in Zukunft beigegeben werden soll, zu redigiren.

Unter Verantwortlichkeit: Druck und Verlag von Fr. Neumann.  
In Commission von Robert Frieße's Separat-Conto in Leipzig.